Mein Dorf im Buch. Ehrenamtliches Engagement für Ortschroniken als Exempel für »doing Ländlichkeit«. Ein Beitrag mit autoethnografischen Elementen

Christine Aka

Bei einem Luftballonwettbewerb zur 1150-Jahrfeier meiner Herkunftsgemeinde habe ich 1969 eine sogenannte Heimatchronik gewonnen, sie war sogar vom Bürgermeister signiert.[1] Für ein kleines Kind war dies nicht gerade das ideale Geschenk, doch ich war begeistert. Gerade erst im ersten Schuljahr, habe ich mich langsam buchstabierend in diesem dünnen Bändchen festgelesen. Es war so enorm spannend, die Geschichten über die Menschen von früher zu lesen, von den alten Sachsen, die so unglaublich froh waren, als endlich mit den Missionaren das »Licht des Christentums« zu ihnen kam. Oder von den armen alten Bauern, die in den Krieg ziehen mussten, um ihre Heimat gegen böse Menschen zu verteidigen. Damals stand mein Entschluss fest, ich wollte eine solche Chronik über mein Dorf schreiben. Unbedingt. Ich kaufte mir im Dorfladen ein kleines Oktavheftchen und begann mit *Die Geschichte von Hagstedt*. Dabei ist es dann aber auch geblieben. Das Unterfangen erwies sich als zu kompliziert und ich konnte ja auch noch nicht richtig schreiben.

Als ich vor einigen Jahren, nach 30 Jahren in Münster, frisch wieder zurück in diese ›Heimat‹ aufs Land gezogen war, wurde ich angesprochen, mich an einer Arbeitsgruppe zur Erstellung einer Ortschronik zu beteiligen. Zwar wusste man dort, dass ich »was mit Geschichte oder so« mache, aber was genau und wie ich damit meinen Unterhalt verdiene, wusste man nicht. Einen Text von mir hatte bis dahin niemand gelesen. Nicht wegen meiner Professionalität wurde ich also angesprochen, sondern als Dorfbewohnerin, als »Tochter von«, als Mitglied einer seit langem dort ansässigen Familie.

Mehrere Jahre habe ich in der sich bald etablierenden Chronik-Gruppe mitgearbeitet und auf diese Weise mit fast 50 Jahren Verzögerung mein

1 Heimatverein Visbek 1969.

Kindheitsprojekt vollendet.[2] Als das zweibändige Werk von 900 Seiten endlich verkauft wurde, ging ein Seufzer der Erleichterung durch das ganze Dorf.[3] Ältere Menschen hatten befürchtet, das Erscheinen nicht mehr mitzuerleben. An einem Sonntagnachmittag wurden bei Kaffee und Kuchen ca. 500 Exemplare verkauft. Zusammen mit den gesammelten Spenden waren die Herstellungskosten gedeckt, alle Rechnungen konnten bezahlt werden und alle waren euphorisch. Bald kam positive Resonanz aus ganz Deutschland, E-Mails aus Berlin, Hamburg, Stuttgart und Düsseldorf zeigten, wie die ›Weggezogenen‹ mit dem Dorf über diverse Netzwerke verbunden geblieben waren. Mittlerweile wurden 900 Exemplare verkauft und es gibt ein dickes Plus in der Kasse, über dessen sinnvolle Verwendung – zwischen Party und sozialen Projekten – noch keine Einigkeit herrscht. Auch die Einrichtung eines eigenen kleinen Ortsarchivs wird diskutiert, da die Gaststätte, in der alte Pokale, Gruppenbilder und wichtige Objekte an den Wänden hingen, nicht mehr existiert. Weitere Dörfer in der Umgebung haben mit dem Schreiben eigener Chroniken begonnen, das zweibändige Werk setzt dabei Maßstäbe und Anreize zur Konkurrenz. Auch werden nun die Ereignisse im Dorf von der Chronikgruppe dokumentiert und für eine Fortschreibung der Geschichte gesammelt.

Abb. 1: Verkauf der Chronik bei Kaffee und Kuchen. Foto: Christine Aka.

2 Dieser Beitrag erschien in etwas anderer Form im leider letzten Band der Rheinisch-Westfälischen Zeitschrift für Volkskunde 2017/2018, S. 235-244.

3 Heimatverein Visbek 2017.

Das Identitätssymbol Ortschronik als Quelle

Ortschroniken, Heimatbücher, Dorfgeschichtsbücher sind ein Phänomen, das seit mehr als 150 Jahren als beständiges Bedürfnis in Wellenbewegungen von Hochs und Tiefs die europäische Welt erfasste.[4] Gegoogelt findet man tausende Ausführungen, dazu Anleitungen, Muster, Ratschläge, Beispiele und Hinweise zur Drucklegung. Zu den Gründen und Hintergründen für dieses Bedürfnis nach solchen Büchern gibt es verschiedene Vermutungen. Diese sollen jedoch nicht mein Thema sein. Mir geht es in diesem kurzen Beitrag um Ideen zur praxeologischen Ebene, um die Begleitumstände von »doing Heimat«, die ich im Laufe einer mehrjährigen Handlungspraxis beobachten konnte.[5]

Der Entstehungsprozess einer dörflichen Chronik ist fundamental verschieden von städtischen Prozessen. Kleine Auflagen machen es unmöglich, Fachleute zu engagieren und Autorenhonorare zu bezahlen. Es ist eine rein ehrenamtlich ausgeübte Tätigkeit, nicht professionell ausgeführt, »Unprofessionalität« somit gewissermaßen immanent.[6] Nicht immer engagieren sich hauptsächlich pensionierte Lehrer, die als »Heimathirsche« in unserem Fach seit vielen Jahrzehnten nicht gerade gut angesehen sind, sondern, zumindest konnte ich dies beobachten, sehr gemischte größere Gruppen. Auch die klassischen Inhaltsformate, die in der Literatur als positivistische respektive faktologische, detailreiche Beschreiben von der Urzeit bis heute, mit Elementen von Natur- und Landeskunde, rein ortszentriert und ohne in den Kontext eingebunden zu sein, beschrieben werden, haben sich verändert.[7] Heutige Bedürfnislagen sind mit denen der Nachkriegs- oder gar der Vorkriegszeit nicht zu vergleichen.[8] Schon 1977 wies Schöck auf fehlende Untersuchungen zur Rezeption und Wirkungsgeschichte sogenannter Heimatbücher hin und kritisierte die Umgangsweise der Wissenschaft als »weise belächelnd oder misstrauisch beäugend« und betonte, dass die Breitenwirkung dieser ehrenamtlich erstellten Geschichte nicht hinterfragt und ihr Quellenwert nicht erkannt würde.[9] Dies hatte in den 1970er-Jahren seine Gründe in nachzuvollziehenden fachhistorischen Vorbehalten, doch hat sich auch fast 50 Jahre später

4 Siehe dazu vor allem Beer 2010, S. 9-40.

5 Siehe dazu Göttsch-Elten 2010, S. 82.

6 Dazu schon im Titel Klueting 1991, S. 50-89.

7 Vgl. Beer 2010, S. 14, siehe dazu vor allem den Beitrag von Schmoll 2010, S. 309-330.

8 Und vor allem nicht mit den Heimatbüchern Vertriebener, siehe dazu Beer 2010, S. 27

9 Vgl. Beer 2010, S. 31 und 36. Besonders auch: Schöck 1977, S. 87-94.

daran kaum etwas geändert. Dies erscheint mir jedoch bedauerlich und nicht mehr nachvollziehbar.[10] Literatur zu diesem Thema gibt es somit kaum, nur die »Heimatchroniken« von Ostvertriebenen wurden bisher untersucht.[11] Doch mit diesen Büchern haben heutige Ortschroniken nur wenig zu tun.[12] Der Heimatbegriff und die in dessen Umfeld in den letzten Jahren zutage tretenden Diskurse spielen hier nur eine sehr periphere Rolle. Das eigene Dorf ist viel kleiner als die Heimat, denn dazu gehören ja zumindest noch die Nachbardörfer. Doch die kommen in einer Ortschronik nicht vor.

Auch ein anderer Aspekt wurde kaum bedacht. Es ist nicht nur erhellend, die inhaltliche Ebene der fertigen Bücher zu analysieren, sondern vor allem auch deren Zustandekommen, den Weg dahin als ein langfristiges Aushandlungsgeschehen. Der Entstehungsprozess einer Ortschronik zeigt sich nämlich als ein Brennglas innerdörflicher Strukturen, ein Spiegel sozialer Ab-, Ein- und Ausgrenzungen, von Suchbewegungen nach Identität und Exklusivität, von Aushandlungsmustern dörflicher Friedenskulturen, historischer und gegenwärtiger Hierarchisierungen, diversen Gleichberechtigungsbestrebungen, beispielsweise von Männern und Frauen, aber auch zwischen sozialen Milieus sowie zwischen Alt- und Neubewohnern. Auch Einstellungen zum Ehrenamt, zu Vereins- und Nachbarschaftsstrukturen, zum Hausbau und zur Gartenpflege, zu Prestige und Habitus werden dabei deutlich. Hier zeigen sich somit vielfältige Verdichtungen in der Analyse von Phänomenen einer momentan viel diskutierten »neuen Ländlichkeit«[13]. Ein ganzes Buch, gar ein professionelles, ließe sich über die Entstehung eines solchen Buches schreiben.

Meine Erfahrungen in der Chronikgruppe möchte ich zum Gegenstand einer kleinen auto(bio)ethnografischen Betrachtung machen.[14] Sowohl die beschriebene Tätigkeit als auch die Reflexion darüber geht dabei an Grenzen –

---

10 Diese Vorbehalte müssten in einem größeren Rahmen diskutiert werden, vielleicht in einer gesamten neuen Herangehensweise an heutige ländliche Lebensformen.

11 Beispielsweise von Frede 2004.

12 Der Band von Beer 2010 gibt den besten Überblick.

13 Hahne 2011, S. 12-18. Ob es sich dabei tatsächlich um eine »neue« Ländlichkeit handelt, sollte noch diskutiert werden. Hingewiesen sei hier auf die 2017 gegründete dgv-Kommission »Kulturanalyse des Ländlichen«.

14 Siehe auch die Erfahrungen von Köhle-Hezinger 2010, S. 41-53. Siehe auch den auf den Erfahrungen mit Vertriebenen fußenden Beitrag von Weber/Weber 2010, S. 279-308.

doppelt und über Bande – an die Grenze zur Wissenschaft und an die Grenze der Methode.[15] Ich sehe darin einen Beitrag zur empirisch angelegten Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Leben auf dem Land – über das man doch tatsächlich in unserem einst so ländlich geprägten Fach kaum noch etwas weiß. Mit den Menschen in *face to face*-Kontakt zu kommen, auch mit den »Heimathirschen«, die sich sehr verjüngt und verändert haben, kann dabei nicht schaden. Selbst Hirschgeweihe sind ja heute als Designobjekte wieder hochmodisch, werden jedoch oft silbern oder andersfarbig angesprüht, die Ausstrahlung der spießigen »Röhrenden Hirsche« somit ironisch gebrochen. Dies ist vielleicht ein Zeichen. Meine »Mitchroniker« verzeihen mir meine hier vorliegenden Ausführungen. Sie wissen mittlerweile, Volkskundler schreiben eben über den Alltag – und zunehmend auch über den eigenen.

»Doing Chronik« als Aushandlungsprozess

Mein Beispiel spielt also in Hagstedt, meinem Herkunftsort. Das Dorf gehört zusammen mit zehn weiteren Bauernschaften zur Gemeinde Visbek im Kreis Vechta. Jede Bauernschaft hat zwischen 200 und 600 Einwohner – und jede hat entweder schon eine eigene Chronik oder arbeitet daran. Die ersten erschienen in den 1980er-Jahren und werden heute wieder aktualisiert. Kaum zwei bis drei Kilometer voneinander entfernt, legt jeder kleine Ort Wert auf das Eigene und sieht sich damit auch in einer Art Chronik-Konkurrenz. Der Heimatverein im Hauptort unterstützt die Chronisten, betreibt eine Sütterlingruppe, eine Gruppe, die historische Bilder einscannt und eine Gruppe, die sich mit Archäologie beschäftigt und ein kleines Museum aufbaut. Familienforschung und Chronikschreiben sind ein großes Thema in der ganzen Region und sogar ein wirtschaftlicher Faktor für die regionalen Druckereien, die eigens »Chronikbeauftragte« finanzieren. Sie informieren jeweils vor Ort über die Druckvoraussetzungen und helfen beim späteren Lektorieren. Die fertigen Produkte sind der Stolz des Ortes, sie liegen in den Kneipen aus, selbst in den Nachbarorten, man kennt »die Chroniken« der anderen. Sie sind symbolisches und kulturelles Kapital, für das man

15 Die Methodik der Autoethnografie erscheint in ihrer praktischen Anwendung allerdings noch in mancher Hinsicht unausgereift zu sein, so dass sich mein Beitrag an den Grenzen zum Unprofessionellen sehr gut in das Feld einpassen dürfte. Siehe erhellend: Stadelbauer/Polder 2013, S. 373-404.

gerne bezahlt.[16] Abgegriffene Seiten in den Exemplaren zeigen, wie oft diese Bücher zu Rate gezogen werden, denn sie beantworten ganz praktische Fragen. Anders als in der spärlichen Literatur beschrieben, geht es in einer ›guten Chronik‹ nicht um die Rettung von Heimat oder ähnlich umstrittene Bemühungen, sondern um die Abbildung möglichst aller Bewohner samt ihrer Häuser und deren persönliche Daten. »Wie alt wird er?« und »wann haben die Nachbarn eigentlich Silberhochzeit?«, »wohin ist die Tochter von dem und dem gezogen?« – die Chronik fungiert als Nachschlagewerk und Dorfgedächtnis. Außerdem sucht man sich selbst auf den Fotos, sieht sich als Teil von etwas Ganzem. Diese Ortsbücher sind Bilderbücher der Zugehörigkeit, spiegeln kleine soziale Einheiten, die sich selbst vergewissern und auch abgrenzen. Da das Dorf Hagstedt aus 170 Haushalten besteht, kann man den Aufwand dieser Datenaufnahme erahnen.

57 – Aka

der Verpflichtung für die behinderte Tochter zu sorgen (Franziska 1865-1903), wurde er später zum Erben erklärt. Seither wurde aus dem Hof Repke/Siemer der Hof Aka.

1. Bewohner
1. Generation

Arnold Aka aus Oythe		* 25.10.1839	† 29.03.1917
Anna geb. Thole aus Hagstedt		* 10.11.1861	† 31.03.1932

Kinder

Ignatz	* 02.12.1884	† 02.01.1947	∞ Angela Meyer aus Schlickelhausen
Heinrich	* 08.01.1889	† 14.06.1963	∞ Maria Reinken aus Einstock
Georg	* 31.12.1893	† 29.07.1976	∞ Adele Meyer-Thellen aus Spreda
Agnes	* 22.08.1896	† 28.09.1964	∞ Joseph Prüllage aus Neuenkirchen
Alfons	* 09.01.1899	† 23.12.1969	∞ Elisabeth Krause aus Osnabrück
Maria Alphonse	* 25.08.1902	† 30.09.1981	Schwester ULF
Arnold	* 03.07.1909	† 16.06.1985	∞ Regina Siemer aus Oldenburg

2. Generation

Ignatz Aka aus Hagstedt		
Angela geb. Meyer aus Schlickelhausen	* 02.12.1884	† 02.01.1947
	* 27.05.1902	† 28.02.1982

196

57 – Aka

Kinder

Arnold	* 16.09.1927		∞ Maria geb. Schockemöhle aus Krimpenfort
Margareta	* 24.05.1929	† 24.05.2010	∞ Heinrich Siemer aus Bühren
Maria	* 14.04.1931		∞ Ludwig Degen aus Barwinkel
Agnes	* 09.03.1933	† 07.03.1938	
Hildegard	* 21.06.1935		∞ Hubert Wessjohann aus Cappeln
Ignatz	* 04.07.1937		∞ Marlies Schenke aus Vinbeck
Josef	* 26.05.1939		∞ Elisabeth Gütting aus Hörninghausen
Agnes	* 27.06.1941		∞ Georg Thole aus Hogenbögen

3. Generation

Arnold Aka aus Hagstedt		* 16.09.1927
Maria geb. Schockemöhle aus Krimpenfort		* 25.11.1931

Kinder

Christine	* 20.04.1962	
Elisabeth	* 18.07.1963	∞ Detlev Dierkes aus Warburg
Brigitte	* 26.03.1967	

Ida, Christine, Elisabeth, Brigitte, Julius, Maria und Arnold Aka

197

Abb. 2: Häuser, Menschen, Daten – jeder kommt vor, auch die Familie Aka, deren Daten hier aus Datenschutzgründen abgebildet werden. Foto: Christine Aka.

Für die Chronikgruppe wurden vom Ortsrat zwölf Personen angeworben, wobei man um ein gewisses Gleichgewicht zwischen Jung und Alt (jung, also unter 60, waren fünf), Männern und Frauen (drei Frauen – sieben Männer) und den Positionen in der althergebrachten dörflichen Hierarchie bemüht war. Eine

16 Köhle-Hezinger 2010, S. 47.

akademische Ausbildung hatten zwei Personen. Gemeinsam war allen ein eigener biografischer Bezug zum Ort, wobei zwei Frauen und ein Mann durch Heirat in das Dorf gekommen waren.

Für die Planungen trafen wir uns zunächst in der noch existierenden Dorfkneipe, deren Abriss schon beschlossene Sache war. Die Heizung war durch einen orangenen Heizlüfter aus den 1970er-Jahren ersetzt worden, die Getränke kaufte die Wirtin im Supermarkt und schlug ein paar Cent drauf. Einige Male war die Haltbarkeit des Biers schon abgelaufen, denn andere Gäste hatte sie nicht mehr. Schon so ließ sich die heutige »neue Ländlichkeit« erfahren. Mittlerweile wurde der Mittel- und Treffpunkt des Dorfes weggebaggert, der dortige Briefkasten entfernt und der Stammtisch der alten Leute ins Private verlegt.

Bei unseren Treffen hieß es bald: Wieviel Druckseiten kriegt der Schützenverein? Sollen alle Schützenthrone mit Bild in das Buch, obwohl man dort schon eine eigene Chronik hat? Ist Geschichte überhaupt wichtig? Der Dreißigjährige Krieg war doch überall, was hat das mit unserem Dorf zu tun? Wollen wir nicht lieber Bilder von Partys? So begannen unsere ersten Treffen. Auch wurde in den ersten Sitzungen schon über Schriftart, Format und Seitenzahl gesprochen. Obwohl keine Publikationserfahrungen vorlagen, hatten selbstbewusste Herren klare Vorstellungen. Schließlich waren sie schon im Gemeinderat, im Vorstand des Schützenvereins oder hatten die Aktion *Unser Dorf soll schöner werden* aktiv gestaltet. Konflikte mit den älteren Männern, auch im Kontakt mit Vertretern überörtlicher Organisationen oder Ämter, begleiteten den Prozess immer wieder.[17] Geschlechterrollen wurden zudem sehr deutlich gelebt, es gab klare Frauensachen und Männersachen und für mich die Frage, wie ich mich dazu verhalten sollte. Die Frauen in der Gruppe begannen zu den Treffen Kuchen zu backen, Snacks vorbereiten, Kaffee zu kochen – befanden sich quasi immer in einer Doppelfunktion, die Männer nicht. Auch alle »Tipparbeiten« – das Abschreiben all der erhobenen Daten – war Frauenarbeit. Ich versuchte, dies zu umgehen.

Fest stand, es sollten alle Bewohner mit Gesicht, Daten und Haus fotografiert, Familiendaten möglichst über drei bis vier Generationen erhoben und die Geschichte der Häuser kurz dargestellt werden. Dazu wurden in späteren Sitzungen sogenannte Erfassungsbögen erstellt und an alle Familien im Dorf ausgegeben. So verteilte ich ›Zettel‹, zum ersten Mal seit Jahrzehnten kam ich nun wieder in die Häuser meiner Kindheit. Damals musste ich Geld für die sogenannte

17 Dieses lange bekannte Phänomen, gerade auch im Umfeld von »Heimatforschung« immer wieder erlebbar, wird ja heute als *Mansplaining* bezeichnet.

Sterbekasse einsammeln. Auf diese Weise kam ich ins Gespräch mit den Menschen aus meiner Vergangenheit, die ich kaum mehr kannte.

Natürlich sollten auch Bräuche gesammelt werden, »denn das gehört sich so für eine Chronik«. Dass diese sogenannten Bräuche einfach Festlichkeiten sind, die seit einigen Jahren immer wieder stattfinden und permanent neu erfunden werden, war dabei völlig klar. Auch dass die Natur, die Vereine, besondere Ereignisse vorkommen sollten, stand außer Frage. Insofern ließ sich doch eine gewisse Vorstellung über klassische Inhalte von Heimatbüchern feststellen.

Bei unseren Treffen stand die Wirtin hinter der Theke, sie wollte sich nicht zu uns setzen, darauf legte sie wert, denn dann hätte sie ihre Funktion symbolisch verändert. Aber von ihrem Platz hinter der Theke aus erzählte sie vom Dorfleben, ohne damit Verantwortung als Teil der Gruppe zu übernehmen. Was wir auch besprachen, sie kannte alles, jeden und alle. Seit 1950 stand sie an diesem Platz. Sie hatte die Zeiten gekannt, als die Männer um 11 Uhr morgens zusammenkamen, viele es mit der Arbeit nicht so genau nahmen, und schon vor dem Mittagessen ein paar Schnäpse kippten. Doch dann mussten wir die Kneipe verlassen, wir hörten zwar viele Geschichten, doch es gab kaum Steckdosen und Möglichkeiten für unser hoch aufgerüstetes technisches Equipment. Beamer, Scanner, mehrere Laptops und Tablets, WLAN etc., all dies konnten wir nicht einstöpseln oder war nicht vorhanden. Das Geschäft des »Heimathirschs« ist nämlich ein technisch Anspruchsvolles. So zogen wir um in die sogenannte Schützenhalle, einem modernen Mehrzweckgebäude des Schützenvereins, alles andere als ein dörflicher Lebensmittelpunkt, doch mit allen technischen Raffinessen ausgestattet. Fotos wurden gesammelt, gescannt und besprochen. Die Erhebungsbögen wurden wieder abgeholt und digital erfasst.

Und nun kamen die Probleme. Die Auswirkungen historischer Lebensumstände schlichen sich in die Gegenwart. Von den Bauern, den »Herren im Dorf«, gibt es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts viele Fotos, von den landlosen Dorfbewohnern noch 100 Jahre später kaum. Lediglich ein paar Schulfotos oder Hochzeitsbilder ließen sich auftreiben, denn »für einen Fotoapparat hatten nur die Bauern das Geld«. Die ganze Dramatik alter sozialer Konflikte kam nun zutage. Warum sitzen die Bauern noch immer auf dem Schützenfest zusammen an einem Tisch? Wie wird durch diese Strukturen das Gemeinschaftsgefühl des ganzen Dorfes behindert? Welche Rolle spielt Stolz? Welche Rolle spielt Neid? Warum weiß man noch heute, welcher Bauer seine Heuerleute gut behandelt hat und welcher nicht? Und warum darf man das auf keinen Fall in die Chronik schreiben? Es entwickelten sich wichtige Diskussionen, die als Herausforderungen sowohl

gruppendynamische Prozesse innerhalb der Chronisten, aber auch zwischen der Chronikgruppe und dem Dorf prägten. Und ich erkannte erstaunt, was das Dorf bewegt.

Ursprünglich aus elf Bauernhöfen bestehend, siedelten seit dem 17. Jahrhundert landlose Pächter, die sogenannten Heuerlinge, und Landarbeiter im Dorf. Im 19. Jahrhundert kamen nach der Markenteilung neun Neubauern hinzu und nach dem Zweiten Weltkrieg entstand eine vom alten Dorf getrennt liegende Siedlung, wo sich viele Vertriebene niederließen. Von den heute 170 Familien gehören also nur elf zu den alten Landbesitzern. Dass diese überkommenen sozialen Hierarchien noch heute das Zusammenleben bis in jede Faser des Dorflebens prägen, war eine neue Erkenntnis für mich. Das Zusammenleben mit den gegenwärtig vielen hinzuziehenden Holländern, Russen, Polen, Rumänen und Slowaken scheint demgegenüber viel weniger problematisch. Noch in meiner Generation, bevor der landwirtschaftliche Strukturwandel und die Globalisierung die Region seit den 1970er-Jahren reich machte, hatten viele Kinder nicht so wie ich, neue eigene Kleider, Spielsachen und gar ein Badezimmer. Das hat niemand vergessen. Meine ursprünglichen Bedenken, ich könnte als Akademikerin als abgehoben gelten, relativierten sich durch die Problematik, als »GBT«, als »GroßerBauer-Tochter« arrogant wirken zu können. Mein akademischer Titel wurde nicht bewusst thematisiert, nur in Form einer *joking relationship*, mit wiederkehrenden Witzen über die Professorin ohne Ahnung, die immer Zeit hat, nie richtig arbeitet und nur durch die Gegend reist. Außerdem hat sie manchmal Schwierigkeiten, die richtigen plattdeutschen Wörter zu finden und in den letzten 30 Jahren nicht viel vom Dorf mitgekriegt. Doch die Verwendung der heimischen Sprache und einige Bierchen förderten zumindest eine Art »Reintegration«.

Im gesamten Prozess zeigte sich die enorme Bedeutung von Verwandtschaft und Herkunft. Romantisch bewahrend und an »die guten alten Zeiten« dachte die Gruppe dabei nicht im Geringsten. Dass von den elf Höfen vier nicht mehr existieren, drei in der nächsten Generation verschwinden werden und nur drei absehbar weiter existieren, wird als eine Tatsache hingenommen, nicht weiter traurig bedacht, »nicht unser Problem«. Von Heimatbewahren, gar rückwärtsgewandtem Denken fand sich keine Spur.[18] Mir unerklärlich blieb zum Beispiel, dass den heutigen Firmen im Dorf im Buch mehr Platz eingeräumt werden sollte, als den 1000 Jahre alten Bauernhöfen. Dazu passte auch, dass die Dorfgeschichte nur

18 Und stehen damit ganz im Gegensatz zu den Chroniken der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, siehe dazu Beer 2010, S. 30.

kurz sein sollte, denn »das interessiert ja keinen«. Aber »die Schützenkönige, die müssen mit Bild rein, das ist wichtig«, erklärte man mir. Und für die historischen Fakten, die Geschichte, die ja eigentlich keinen interessiert, »denn sie besteht ja nur aus Daten«, »oder erzählt ja nur von den Bauern«, dafür wäre ich dann zuständig. »Ein paar Seiten, nicht zu viel, mit ein paar alten Fotos« usw., Fußnoten wurden als überflüssig angesehen. So wurde ich ›gegroundet‹ und wartete ab.

Verschiedenen Chronisten kamen in dieser sozialen Dynamik verschiedene Aufgaben zu. Während einige eher Daten sammelten, mussten andere Konflikte ausgleichen, wieder andere für eine Wohlfühlatmosphäre sorgen, zum Beispiel durch Aktivitäten wie Fahrradtouren und Feierlichkeiten. Andere waren für Organisatorisches oder Technisches zuständig. Ein Wissen darum, wer für welche Funktion geeignet war, schien selbstverständlich.

Wir besuchten gemeinsam Archive, das Katasteramt, die Druckerei und lernten so manches über das Dorf. Ich fand, und das war die mir zugedachte Aufgabe, viele Archivalien, alte Papiere, die niemand lesen konnte. Anhand von Pacht- bzw. Heuerverträgen, Auszahlungen an Knechte und Mägde in den Rechnungsbüchern der Bauern, Quellen über Hollandgänger[19] und Auswanderer usw. konnte ich zeigen, dass auch die landlosen Dorfbewohner vorkamen, auch sie Spuren hinterlassen, an »Geschichte« beteiligt gewesen waren. Diese Quellen hätte ich übrigens nie zu Gesicht bekommen, wenn es nicht für die »Dorfchronik« gewesen wäre. Nun wurde Geschichte über »Großelterngeschichten«[20] doch interessant, denn meine Mitchroniker fanden jetzt auch ihre Vorfahren, sahen etwa, dass ihr Urgroßvater als Knecht in einem Jahr etwa so viel verdient hatte, wie der Bauer für das Pensionat der Tochter im Monat bezahlte. Sogar Fotos, auf denen die Bauern sich vor ihren Häusern ablichten ließen, zusammen mit einigen Pferden oder einer Kuh und dem Hund, zeigten auch die Knechte und Mägde. Auch sie bekamen nun Gesichter. Durch diese Identifikationsattraktionen überzeugt, durfte ich nun doch mehrere Seiten historischer Ausführungen schreiben.[21]

Bald wurden Interviews mit den ältesten Dorfbewohnern durchgeführt, Seniorennachmittage als Erzählkaffeetrinken abgehalten und gemeinsam alte Fotos

---

19 Bei den »Hollandgängern« handelt es sich um Wanderarbeiter, die vom 16. bis 19. Jahrhundert als Saisonkräfte in den Niederlanden arbeiteten. Diese waren zumeist Pächter von Heuerstellen, deren Frauen während dieser Monate die Arbeit allein zu erledigen hatten.

20 Köhle-Hezinger 2010, S. 49.

21 Hierin unterscheiden sich Historiker und Genealogen, siehe dazu: Sedgwick 2018.

angeguckt. Es flossen Tränen, es gab Wut und viel zu erzählen, über Menschen und Skurrilitäten, Gewalt, Ablehnung, Armut, Alkoholismus, uneheliche Kinder, furchtbare hygienische Zustände, soziale Hierarchien, prügelnde Lehrer, Unglücke, Missgeschicke und vor allem über den Krieg und »die Nazis«.[22] Geschichte wurde immer interessanter und es zeigte sich für alle, dass zwar jedes Dorf eine ganz eigene Geschichte hat, und das gilt für alle Familien, aber dass sie im Kontext mit der historischen Situation zu sehen ist. Die Senioren freuten sich auf diese Nachmittage. Für mich waren sie eine geniale Möglichkeit der Feldforschung. Diese Seniorennachmittage wurden seither beibehalten. Einmal im Monat treffen sie sich nun unter dem Label *Selbstgest-alter* im Schützenhaus bei Kaffee und Kuchen und verschiedenen Programmpunkten.

Das wichtigste Gesprächsthema aber waren und blieben im gesamten Prozess die Verwandtschaftsbeziehungen. Über Monate wurden Genealogien mit einem Beamer an die Wand geworfen und die älteren Mitglieder der Arbeitsgruppe fungierten als Dorfgedächtnis, indem sie Geschichten über einzelne Menschen und Familien erzählten. Spezielle Charaktere, ängstliche, draufgängerische, dominante oder gar bösartige Individuen bleiben offensichtlich im Dorfgedächtnis recht lange präsent. Chroniken bilden so auch eine Brücke zu den vergangenen Generationen, zwischen den Lebenden und den Toten.[23] »Die Chroniker sind wie die Kriminalpolizei« hieß es bald. Zu beobachten waren bei allen Erzählungen jedoch immer die Grenzen des Sagbaren, eine unsichtbare Grenze der Fairness – denn sonst, das war allen klar »gibt es Mecker«. Und obwohl sich in einzelnen Fällen vorgefasste Meinungen von wahr und falsch kaum durchbrechen ließen, ohne die persönliche Integrität der Traditionswissenden in Frage zu stellen,[24] gab es über die lange Zeit der Zusammenarbeit viele Relativierungen.

Endlich nach der jahrelangen Arbeit ging es etwa ein Jahr vor der Drucklegung in die Phase der Verschriftlichung. Hier nun kamen neue Probleme auf. Mangelnde Schreiberfahrung konnte kaum jemand offen eingestehen.[25] Archive

---

22 Ein Bewusstsein für die Problematik der Zeit des Nationalsozialismus war sehr wohl vorhanden, diese kann hier jedoch nicht weiter thematisiert werden.

23 Köhle-Hezinger 2010, S. 48.

24 Weber/Weber 2010, S. 291.

25 Bemerkenswert dazu ebd.: »Bedenkt man, dass laut einer kürzlich veröffentlichten Studie rund die Hälfte aller Studenten an deutschen wissenschaftlichen Hochschulen nicht in der Lage ist, wissenschaftliche Texte zu formulieren, dann muss man gegenüber den Autoren von Heimatbüchern wohl toleranter sein«.

beispielsweise geben heute viele Hilfestellungen für Familienforscher und haben gelernt, diese sogar in die Arbeit einzubinden, etwa bei der Transkription von Kirchenbüchern und anderen Quellenbeständen. Schreibwerkstätten für Chronisten wären vielleicht auch eine gute Idee. Ich versuchte, gewisse Standards behutsam einzufordern, wobei die Kunst des sich Zurückzuhalten mir nicht gerade entgegenkommt. Doch auch diese Phase wurde überstanden und zusammen mit einer Lektorin und einer Grafikerin das Buch gesetzt. Den Druck beobachtete die ganze Gruppe in der Druckerei, stolz auf jeden einzelnen Bogen.

Abb. 3 Die Chronik wird gedruckt. Foo: Christine Aka..

Citizen Science und Heimat

Wie es sich für einen Beitrag an der Grenze zum Unprofessionellen gehört, werde ich zum Schluss keine umfassende Analyse folgen lassen. Nur einige Gedanken möchte ich formulieren. Durch den Missbrauch von Heimat- und Volkskunde in der Zeit des Nationalsozialismus diskreditiert, ist das bis heute misstrauisch beäugte »Heimathirschen« trotz aller Bemühungen professioneller »Geschichte von unten« gerade auf dem Land immer in den Händen der Laien geblieben. Dort wurden Dorfchroniken zu Identitäts- und Abgrenzungssymboliken, die einen eindeutigen Schwerpunkt auf die Gegenwart legen. Zwischen Buchdeckeln

werden die Dorfidentität und das Dorf-Prestige zu Grundlage von Orientierung[26] und Gemeinschaft symbolisch konstruiert.

Ich möchte dafür werben, wieder in Kontakt zu treten mit den Menschen auf dem Land, ohne sich von vorgefertigten theoretischen und oftmals stereotypen Zuschreibungen den Blick verstellen zu lassen und immer wieder zu Schubladenanalysen zu kommen. Wer wirklich als »Volkskundler« unterwegs ist, wird feststellen, dass es nicht immer um die Abgehängten, die Heimattümler geht und der Kontakt mit den Menschen Spaß macht, den Blick weitet und eine Möglichkeit bietet, hyper-theoretische Diskussionen einmal hinter sich zu lassen. Unser Fach hat eine seiner verschämt betrachteten Wurzeln in der sogenannten »Heimatpflege«. Vielleicht sollten wir neu darüber nachdenken, ob wir diese Thematik tatsächlich den jüngst neu geschaffenen »Heimatministerien« überlassen sollten.

Literaturverzeichnis

Beer, Mathias: Das Heimatbuch als Schriftenklasse. Forschungsstand, historischer Kontext, Merkmale und Funktionen. In: Ders. (Hg.): Das Heimatbuch. Göttingen 2010, S. 9-40.

Emminger, Stefan: Heimatgeschichte zwischen Konflikt und Harmonie. Forschungsfeld, Methoden und Fragestellungen am Beispiel eines Projektes über Wolkersdorf im Weinviertel. In: Unsere Heimat 74 (2003), S. 214-229.

Frede, Ulrike: Unvergessene Heimat Schlesien. Eine exemplarische Untersuchung des ostdeutschen Heimatbuches als Medium und Quelle spezifischer Erinnerungskultur (= Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 88). Marburg 2004.

Göttsch-Elten, Silke: »… von der Urgeschichte bis zur Gegenwart…«. Landkreise. Beheimatungsstrategien in der verwalteten Welt. In: Manfred Seifert (Hg.): Zwischen Emotion und Kalkül. ›Heimat‹ als Argument im Prozess der Moderne. Kiel 2010. S. 73-84.

Hahne, Ulf: Neue Ländlichkeit? Landleben im Wandel. In: Der Bürger im Staat 61,1-2 (2011), S. 12-18.

Heimatverein Visbek (Hg.): Visbek. Visbek 1969

26 So interpretiert bei Emminger 2003, S. 214-229.

Klueting, Harm: Rückwärtigkeit des Örtlichen – Individualisierung des Allgemeinen. Heimatgeschichtsschreibung (Historische Heimatkunde) als unprofessionelle Lokalgeschichtsschreibung neben der professionellen Geschichtsschreibung. In: Ders. (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 50-89.

Köhle-Hezinger, Christel: Das Heimatbuch. Passt Heimat in ein Buch? In: Beer, Mathias: Das Heimatbuch. Göttingen 2010, S. 41-53.

Schmoll, Friedemann: Die Vergegenwärtigung des Verlorenen. Heimatbücher im Schnittfeld von Geschichte und Erinnerung. In: Beer, Mathias: Das Heimatbuch als Schriftenklasse. Forschungsstand, historischer Kontext, Merkmale und Funktionen. In: Ders. (Hg.): Das Heimatbuch. Göttingen 2010, S. 309-330.

Schöck, Gustav: Das Heimatbuch – Ortschronik und Integrationsmittel? Anmerkungen zum Geschichts- und Gesellschaftsbild der Heimatbücher. In: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 3 (1977), S. 87-94.

Sedgwick, John: The Historians Versus the Genealogists (12.4.2018). Auf: New York Times Online. URL: https://nyti.ms/2GTkfJT [Letzter Zugriff am 19.5.2018].

Stadelbauer, Johanna/Polder, Andrea: Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 116,3-4 (2013), S. 373-404.

Weber, Renate/Weber, Georg: Zur Produktion von Heimatbüchern. Erfahrungen, Beobachtungen, Reflexionen. In: Beer, Mathias: Das Heimatbuch. Göttingen 2010, S. 279-30